

Illustriertes Unterhaltungs-Blatt



Beilage zum Bezirks-Blatt
 für das Krug- und Kannenbäckerland, umfassend die kgl.
 Amtsgerichtsbezirke Höhr-Grenzhausen und Selters.
 Verlag von L. Rühlmann in Höhr.

F. Ronfort.

Der Brennermühlhof.

Schwäbischer Dorfroman von Erwin Hahn.
 (Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Lisbeth konnte kaum noch Atem schöpfen, als sie der Martin, einem Sieger gleich, zu ihrem Plaze führte. Wie gebändigt und willenlos hatte sie in seinen Armen gelegen, ganz vertrauend auf die Führung des starken Mannes. Jetzt machte er eine plumpe Verbeugung, wie die kleine Hand, die er dabei noch festhielt, sich um die seine klammerte. Er wollte gehen, da rief der Forstwächter an, und dessen dunkle Pupillen lauerten wie Schleier unter den halbgeschlossenen Lidern hervor: „Bist du net der Müllermarke von der Brennermühle?“ „Heißt sie mich, aber auf Martin Ohwald bin i tauft!“ „Ghört, du häßtst so'n nettes Büchse z' Haus hängen.

geboten zu einer regelrechten Kauferei. Aber im rechten Augenblick hatte der Martin den kleinen zappelnden Kaufbold auf seine breiten Schultern gehoben und trug ihn unter allgemeiner Heiterkeit in die Kegelbahn, wo er ihn auf einige Minuten einsperrte. Dann beruhigte er seine Freunde und gab eine Runde aus.

Die Spannung aber blieb bestehen. Angstlich beobachtete die Lisbeth, wie der eine oder der andere verstoßen nach seinem Stilettmesser tastete. Da stand sie auf und bat:

„Wir wollen zum Vater gehen.“
 Den Martin grüßte sie mit einem dankbaren Blick und verließ mit dem Forstwächter etwas hastig den Garten. Unterdessen machte der Siehlermichel in seinem Gefängnisse einen Mordsradau, bis seine Freunde ihn mit großem Hallo beitreiten.

In der rauchigen Wirtsstube saßen der Hagmayerbauer, der Schulzenbauer, der Brennermüller und der alle Deder-Andrejel an einem kleinen Tisch beim Kreuzgägel. Es ging gerade um



Unterstand eines Regimentskommandeurs, errichtet von deutschen Soldaten in Nordfrankreich. (Mit Text.)

Leibphot. Oskar Tetzmann, Schwaga.

„net ein, mit einem herg'laufenen Kommißbrotritter...“
 der Forstwächter ärgerte sich: „Wer red't denn mit dir, du...? Bist ja b'offen!“
 „Bin i?“ Im Nu hatte der Michel ein Biertrügel er-
 laumelte damit auf den Schlumberger zu. Auch die
 um Tisch waren aufgesprungen, es war die Gelegenheit

schwerfällig, gab an, er müsse nach seinem Büttel sehen, ob er noch imstande sei, die Polizeistunde zu bieten. Aber seine große Nase war heute stärker gerötet denn alltags, und auch seine Glaze spiegelte schon in Rosa. — Nachdem noch eine weitere Flasche geleert war, an der sich nun auch die Lisbeth und ihr Begleiter beteiligt hatten, wurden der Hagmayer und der Bren-

die vierte Fla-
 sche Neckar-
 wein, und der
 Hagmayer
 spielte mit
 dem Brenner
 übers Kreuz.
 Er warf seine
 Karte auf den
 Tisch und fuhr
 seinen Part-
 ner an:

„Brenner,
 willst mein
 Holz aus'm
 Hasenwinkel,
 oder willst's
 net? I muß
 wissen!“

„Schippa ist
 Trumps! —
 Hagmayer
 aufpassen!“

Dann legte
 der Schulze
 zwei Karten
 offen vor sich
 hin und mel-
 dete in sei-
 nem tiefen
 Brummbaß:
 „Und vierzig,
 ist aus!“

Bald darauf
 erhob er sich
 und schenkte
 sich ein Glas
 Wein. Er sah
 sich um und
 bemerkte, daß
 der Michel mit
 dem Michel
 über den Tisch
 hinweg auf den
 Michel zu-
 rückging. Er
 sah, daß der
 Michel die
 Flasche in die
 Hand nahm
 und trank.

ner einig auf Preis und Zeit ihres Holzgeschäftes. Dann war allgemeiner Ausbruch. Der Forstwächter verabschiedete sich und ging mit dem Müller disputierend über den diesjährigen Holz-ertrag, dem „Heinbodel“ zu.

In dieser Nacht konnte die Lisbeth keinen Schlaf finden. Nach Mitternacht fangen einige Burschen durch die Straßen: „Mei Maible hot a G'sichte, grad wie a Rosenblatt...“ und sie glaubte, den Martin herauszuhören.

Nun begann im Hasenwinkel der Ausforst. Der Brenner hatte mehrere Holzarbeiter eingestellt und fast täglich kam auch der Hagmayer, um die Arbeiten in seinem Interesse zu beaufsichtigen.

Am Donnerstag abend nach dem Kirchweihfeste sah der Mar in, als er aus dem Brennermühlhose ging, um die Base Christine zu besuchen, unter den Tannen einen Mann stehen, der halb wehmütig und halb verblissen auf die Mühle starrte.

„Ein Holzhader“, dachte er und wollte weitergehen.

Aber dieser rief ihn halblaut an:

„St, du! Bist du einer aus der Mühle?“

Der Martin sah den andern verwundert an. Das Gesicht war ihm fremd. Es war ein langer, magerer Kerl von ungefähr zweiein-dreißig Jahren. Ein struppiger rötlichbrauner Schnauzbart hing ihm wild über die beiden Mundwinkel herab, und seine Kleider waren abgetragen und schmutzig. Aberhaupt machte ihm seine ganze Erscheinung den Eindruck, als ob er schon mehrere Nächte im Freien zugebracht hätte.

„Ich bin Müllerknecht. — Was fragst?“

Der Fremde antwortete erst nicht, sondern trat etwas in die Richtung und fragte dagegen: „Du bist aber net vom Dorf?“

Jetzt fiel dem Martin der scheue, fast ängstliche Blick auf, mit dem er ihn von unten nach oben streifte.

„Nein, i bin vom Oberland.“ Und etwas ungeduldig setzte er dazu: „Nun sag', was du hier willst?“

„Zum Brennermüller möcht' ich, wenn er um den Weg ist. — Ich such' Arbeit!“

Der Martin machte mit dem Daumen eine bezeichnende Gebärde über die Achsel: „Drin ist er, in der Stuben!“ Dann ging er weiter. Aber plötzlich kam ihm wieder das scheue Wesen des Landstreichers ins Gedächtnis, und er mußte unwillkürlich zurückweichen. Da sah er, wie dieser mit drei langen Schritten aus dem Wald über die Straße eilte und im Mühlhose verschwand.

„Allerhand lichtscheues Gesindel treibt sich jetzt um, seit die Holzer da sind“, sagte er vor sich hin. Und dann hörte er zum ersten Male die Bibelstellen geduldig zu Ende, die ihm heute die Base Christine vorlas.

In der geräumigen Borderstube hatte gleich darauf, als der Martin seinen Weg ins Dorf fortsetzte, ein kurzes, unterdrücktes, aber äußerst heftiges Wortgefecht stattgefunden. Und nun saßen sich die zwei Brenner, der alte und der junge, am schweren Eichentisch gegenüber, wortlos und grimmig, wie einst weiland Graf Eberhard im Bart und sein Sohn Ulrich nach der Schlacht bei Mentlingen. Der Tisch war unbedeckt, sonst hätte vermutlich der alte Brenner das Tischtuch ebenso entzweigegeschritten, wie es damals, vor fünf-hundert Jahren, im Alten Schloß zu Stuttgart sein berühmter Landesherzog getan.

Statt dessen begnügte er sich damit, seinen langen Hirschfänger auf den Tisch zu werfen, daß er klappernd aus der Scheide sprang. Der Junge dagegen nahm das Messer gleichmütig, säbelte damit von einem mächtigen Schwarzbrotlaib ein ganzes Handstück ab und machte sich gierig darüber her.

Ein höhnischer Knurrlaut kam jetzt dem Alten über die Lippen. Dann zog er den Mund nach unten breit und stieß im Tone höchster Geringschätzung hervor: „Läßt sich erwischen, der Dappschädel!“

Er hatte jede Silbe besonders betont und war wieder zornig aufgesprungen. Der andere saß ruhig am Tisch und nagte an seiner Brotrinde. Wieder war eine lange Pause eingetreten.

Dann stand der Brenner am Fensterkreuz mit verschränkten Armen und fuhr seinen Sohn an: „Und jetzt?! Was soll werden?!“

Er bekam keine Antwort. — „Willst weiter vagabundieren?“

Doch der nahm jetzt ein zweites Stück Brot und sagte gleichgültig monoton: „Do bleib' ich!“

„Was willst?“

„I geh nimmer fort!“

„Dann hab' i morgen den Landjäger im Haus!“

„I geh holzhauen. Ohne Kimbart kennt mich keiner.“

Der Brenner entgegnete rauh: „Das glaubst selbst net! Das schlag dir aus'm Kopf!“

Doch nach einer weiteren Stille fing er an:

„Peter, i will dir was sagen. Mit'm Holzhauen, daraus wird nig. Es kam raus, und dann täten sich in drei Tagen die Schul-buben erzählen: Der Brennerpeter ist wieder da. Nun, fort-schicken will i dich net wieder. Kannst dableiben! Aber am Tag

geht mir net aus'm Haus, das sag' i dir! In der Mitternacht Arbeit genug für dich. — Vielleicht wächst Gras drüber.“

Dann kam es wieder über ihn:

„Sapperlot! Läßt sich erwischen! Schon dein Opa, der Brenner-Ahne, hat den Stuken unterm Mittel fragen, seinen guten Tag hatte. Weiß das einer im Dorf? Hat erwischen lassen? Kein Mensch hat jemals an' Brenner denkt bei solchen Sachen. Und jetzt...?“

Nun schaute der Sohn zum ersten Male auf und den gegen den Alten. In seinen Augen lag eine wilde Leidenschaft. Seine Hände krampten sich: „Vater, mich verwißt kein Mensch. Das weiß i g'wiß! Eher...!“

Er unterbrach sich und biß heftig auf sein Brot ein. Allmählich ging über das breite Gesicht des Brenners ein selbstgefälliges Schmunzeln. Er ging plötzlich zur Mühle und bedeutete seinem Sohn, ihm zu folgen. Sie stiegen zwei-hundert hoch auf den Boden. Aus einer dunklen Kammer, die über dem Dache lag, brachte dann der Alte einen großen Sack. Er öffnete ihn und zog zwischen mehreren präparierten ein prachtvolles Hirschgeweih hervor.

„Da schau den Bierzehnender! Drei Wochen ist's her, haben wir ihn g'holt, oben vom Grundbau. Grad, wie er g'geg brach, hab' ich ihn eins aufs Blatt g'jagt. Der aus Nürtingen wird sich freuen. Damit läßt sich's hand-acht Tagen will er kommen.“

Er erzählte nun mit peinlicher Genauigkeit alle Begebenheiten des damaligen interessanten Abenteuers.

Der Junge hörte ihm fiebernden Herzens zu, und Augen brannten vor Begeisterung.

Dann saßen die beiden Brenner in versöhnter Stimmung wieder unten am Eichentisch beim Krügel Wein. Sie tranken gegenseitig allerhand bekante und unbekante Jagden zum besten und feierten so die Heimkehr des verlorenen Sohnes.

In regelmäßigen Takten schallten die Arthiebe ins Freie. Sie zeigten der Lisbeth die Richtung zur Arbeitsstelle. Um zu kürzen, hatte sie den allgemeinen Waldweg verlassen und stieg zwischen Tannen und Buchen am „Heinbodel“ gleich einem edlen Reh. Jeder Schritt war bestimmt und dabei blieb ihre Haltung stolz und grazios. Die Lisbeth liebte den Wald, und man sollte glauben, dieser auch die die Lisbeth. Schien es doch, als träten die mächtigen riesen ehrfurchtsvoll vor ihr zurück und schauten gar weit herab auf das herrliche Flachshaar, das bald wie ein Licht leuchtete, wenn mal die Nachmittags-sonnenstrahlen schon ziemlich entlaubten Kronen brach.

Am Arme der schönen Maid hing ein runder Korb, in dem sie das Besper- und Abendbrot für den Vater trug. Sie hatte ihr am Mittag gesagt, man mache heute Überstunde, er käme erst zur Nacht ins Dorf. — Immer mußte sie an den letzten Kirchweihsonntag und ihren wilden Tänzer denken, den sie gen wurden es acht Tage, daß sie in seinen Armen lag.

Nun wurden die Tannen weniger und die Buchen der Wald ward heller, und da wußte die Lisbeth, sie waren im Hasenwinkel. Fuchhoch lag hier das gelbe Buchenlaub, der Herbstwind kannte kein Erbarmen. Nur mühsam kam sie weiter. Plötzlich fühlte sie eine starke Erschütterung, gewaltiger Schuß dröhnte aus einiger Entfernung durch den Wald, daß er noch lange in den verschiedenen Gegenden des Waldes nachhallte. Die Lisbeth zitterte am ganzen Körper und schaute augenblicklich auf einen alten Baumstumpf nieder, der vor ihr war erschroden. Dann eilte sie weiter, aber es lag ein bleischwer in den Gliedern, als sie auf dem Arbeitsplatz war.

Der Vater stand mit dem Forstwächter Schlumberger einem großen Erdloch. Man hatte einen der schönsten Buchenstämme gefället und dann den mächtigen Wurzelstock mit Pulver geladen. Da lag er nun, zerrissen und aus der Luft sprengt, in vielen Teilen auf dem Plage umher.

Im Hintergrunde lagerten an einem kleinen Abhang Holzhauser. Meist kräftige Gesellen mit wilden Bärten und Gewohnheiten waren es. Einige verkorkte Steinkrüge trugen die Kunde, und der Brenner stand unter ihnen und teilte Brot und Käse aus.

Jetzt krampte sich der Martin die Hemdärmel herab und grüßte über den Platz. In der Richtung gegen den Mühlhose zu verschwand er im Gehölz. Der Forstwächter nach, und sein Blick ward finster und drohend. — Es war eine Ruhepause eingetreten, nach welcher die Spannkraft des menschlich angestrengten Mannes von Zeit zu Zeit verlangt wird.

Noch war die Lisbeth von den Nachwirkungen des Schusses die Kunde, und der Sprengschuß verursacht hatte, nicht ganz als sie hörte, wie der Schlumberger zu ihrem Vater

da, dem trau ich heut nur halbwegs. Der hat was
 Ich glaub', dem will ich heut nacht mal aufpassen!"
 halbe Stunde später, ins Dorf zurück, machte die Lisbeth
 sich einen Umweg und kam in die Nähe des Brenner-
 es. Ihre Müdigkeit war mit einem Male verflogen,
 er hatte eine nervöse Gast in ihr Platz genommen. Es
 Sorge um den Geliebten.
 Martin hatte sich eben am Mühlbrunnen von Staub
 weiß gereinigt, da sah er Röde zwischen den Tannen
 Er erkannte sie und eilte ihr freudig entgegen.
 Flachsköpfele, seh ich recht?! — das ist aber nett von dir!"
 taunte ihm zu:
 te, ich komm dir nur sagen: Geh net naus heut nacht,
 Anstand. — Der andere will dir aufpassen!"
 Stimme vibrierte und in ihren Augen lag die rührende
 mes Kindes. Der Martin mußte lachen.
 Flachsköpfele, wie kommst du nur auf so was?"
 weiß, du gehst Wildjagen, und der Schlumberger weiß es
 er hat es heut abgesehen auf dich. Marte, i bitt dich,
 Haus, wenn was passiert...!"
 jubelte in ihm. Er hörte nur die sorgende Liebe aus
 Worten und hätte sie in ihrer rührenden Erregtheit am
 in seine Arme geschlossen, um sie mit einem einzigen
 zu beruhigen. Aber er besann sich und wollte nicht wieder
 sein.
 bel," sagte er, "das ist ja dummes Zeug! Was wer' ich
 en gehn! Komm, laß uns von was G'scheiderem reden.
 n bissel mit dir gehn?"
 du willst, gehn wir dem Fußweg nach, ums Dorf."
 ging er neben ihr her. Sie hatte ihn um vieles zu be-
 Von seiner Heimat mußte er ihr erzählen, von seinen
 und auch von seiner Handharmonika. Dies waren ja die
 Güter, die er bis jetzt besessen hatte. Als sie dann er-
 daß er, bevor er ins Dörfchen kam, sein altes Mütterchen
 hatte, daß er sich so einsam fühlte, und wie er dann
 mit seinem frohen Mut und einem festen Gottvertrauen
 en, ausgezogen war, um sich eine neue Heimat zu suchen.
 sie stehen und faßte nach seiner Hand.
 hab's ja g'wußt, Marte, — du bist'n Rechtschaffener."
 fragte er sie unermittelt: „Lisel, hast du den Forst-
 gern?"
 kommt in unser Haus. I mag ihn leiden, aber gernhaben
 el."
 sprach er weiter: „Siehst Liesel, wie ich zum ersten
 ab' von der Bürgelhalde runterg'schaut ins Tal, da hab'
 denk, — wenn dir's net g'fällt da unten, dann ziehst
 Tagen wieder fort, weiter ins Unterland. Nun und dann
 zum Brenner und bin blieben. Aber, siehst, g'fallen hat
 alt nur, weil i dich g'geh'n hab'!"
 achte hellauf. „Das soll man nun glauben!"
 gingen sie stumm nebeneinander weiter, und eines
 das andere. Nach einiger Zeit zweigte links ein Weg
 ab. Der Fußweg aber führte durch Felder und Wiesen
 Bürgelhalde. Sie gingen ihn. Dort zeigte ihr der Martin
 Steinkreuz, das ihn damals an der Schwelle seiner
 Heimat als erstes Ruheplätzchen diente.
 ch, wie grauig", meinte die Lisbeth.
 dem höchsten Punkte der Bürgelhalde stand jetzt einsam
 lassen die „große Linde", trotzdem eine fast neue Dank
 selben zum Aufenthalt einlub. Diese wurde das Ziel des
 Bärchens. Hier saßen sie und schauten mit großen Augen
 Sonne, die gerade in fatter Blutröte hinter dem Hei-
 ntertauchte und in bunten Reflexen langsam ihr Licht
 Wieder ruhte ein melancholischer Feierabend auf der
 Natur. In der Ferne gingen einzelne Bauern vom Felde
 Aber hier zerstörte kein menschlicher Laut den heiligen
 der sich heimlich um die Linde wob. Nur das Abendläuten
 von der Dorfkirche herauf, — feierlich, ernst, versöhnend.
 henden sich zwei verwandte Seelen in einem langen Kusse
 meinten sich fürs Leben.
 Martin kannte kein Maß in seinem Glück.
 Lisel, — Flachsköpfele, is's denn wahr?! Du hast mich
 ? Lieb's Mädlel, du magst mi grad aso, wie i di? Du
 ein Weib werden?"
 nichte nur selig und küßte ihn.
 viel Glück! So viel Glück! Ja und Lisel, du hast mir
 vergessen von damals?"
 sog sie das Mäulchen kraus: „Na, sed war's!"
 isst du, hast's net vergessen!"
 Händchen wühlten in seinen Locken.
 großer, dummer Marte," lachte sie, „ich hätt dich ja am
 untendrein wieder um Verzeihung bitt'! Fast keine Ruh'

hat mir's g'laffen, — Tag und Nacht net. Man kann dir ja net
 böß sein, du lieber Kerl!"
 „Nu, au, meine Haar!"
 So schäkerten sie weiter. Dann sagte der Martin bestimmt:
 „Morgen geh i zu deinem Vater und halt an..."
 „Nein, das geht net", fiel sie ihm ins Wort. „Jetzt noch net.
 Ich weiß, er tät 'Rein' jagen. Er hat mich dem Schlumberger
 versprochen. Grad so, als ob ich da net mitzureden hätt!"
 Der Martin machte ein ernstes Gesicht und die Lisbeth mußte
 ihn trösten.
 „Daß es gut sein, Marte, ich nehm den, den i mag und keinen
 andern. Der Vater soll es schon noch erfahren, bloß jetzt wär
 es noch net an der Zeit."
 „Mein lieb's Flachsköpfele!"
 Sie bemerkten nicht, wie die Nacht hereinbrach und ein leichter
 Frost sich auf das Gefilde legte. Sie schmieglten sich eng an-
 einander, Wange an Wange, und träumten von ihrem Glück.
 Plötzlich fuhr sie auf. Sie schaute ihn verwundert an und
 fragte ernst: „Marte, warum tußt du so was?!"
 „Was meinst denn?"
 „Nun, weshalb bin ich heut zu dir kommen?"
 „Ach so, wegen dem Forstwächter? Na, der soll jetzt mal...!"
 „Marte —! Der Deder-Andrejel hat mir mal g'sagt, daß Wild-
 jagen wär eine Krankheit, grad so wie's Schnapstrinken und's
 Kartenspielen eine sei. Wer's anfängt, müßt's treiben. Marte,
 um Gottes willen, i bitt dich!"
 Er versuchte zu scherzen. „Laß dir doch net solche Zibeben
 in das kleine, liebe Köpfele neinschwägen, 's ist schad drum!"
 Aber sie blieb ernst:
 „Nein, Marte, kein Ausweichen! Ich muß es wissen. Jetzt
 gibst's doch kein Hehl mehr zwischen uns. Gelt net?"
 Das tat ihm wohl. Er wollte beichten. Widertwillig und rud-
 weise kamen ihm die Worte von den Lippen.
 „Dann muß ich dir sagen, Lisbeth, ganz so unrecht hat der
 Andrejel net. Schau, an dem Abend, wie du hast mich so runter-
 g'macht, daß i hab' g'meint, i müßt mich vor meinem eigenen
 Schatten schämen, — in derselbigen Nacht bin ich zum ersten
 Male 'nausgegangen mit dem Brenner. I hab' vorher nichts vom
 Wildern g'wußt, aber 's war eine kitzliche Sach' und's hat mir
 g'fallen. — Glaub mir, ich hab' mir seitdem oft g'sagt, — es ist
 net recht und du tußt es nimmer. Aber allemal, wenn die Nacht
 kam, — zum Schlafengehn war's noch zu zeitig, — und der
 Brenner hat mit den Augen zwinkert, dann hat mir's krübbelt
 in allen Gliedmaßen. Ehe ich mich hab' dann auf mich selber
 b'sonnen, hab' ich schon die Flint' in der Hand g'habt und bin
 mit dem Brenner am Heimbodel naußg'schlichen."
 „Um alles in der Welt, Marte! — Ob ich mir's net denkt hab'!
 Der alte Brenner ist so'n Heimlicher und sein Peter hat auch
 durchgehen müssen, sonst säß er jetzt hinter Schloß und Riegel!"
 (Fortsetzung folgt.)

Heldentod.
 Von E. Fries. (Nachdruck verboten.)

Nach wochenlangem Harren war der Befehl gekommen zum
 Abrücken ins Feld. Der Jubel unter den Freiwilligen war
 unbeschreiblich. Den ganzen Abend wurden die alten schönen
 Vaterlandslieder zur Ziehharmonika gefungen, Studentenlieder
 dazwischen, denn es waren viele Studenten jeden Alters unter der
 Truppe. Hochauf flammte die Begeisterung.
 Von dem, was ihnen bevorstand, hatten die meisten nur
 einen ganz unklaren Begriff. Sie waren glücklich, endlich selbst
 eingreifen zu dürfen in das große Ringen um Deutschlands
 Größe und Macht. Spät erst und nur für kurze Stunden kehrte
 Ruhe ein in den Baracken.
 Paul Gebhard konnte nicht schlafen. Ihn hatte es wie Fieber
 gepackt. Er war schon fast verzweifelt, daß sein Bataillon über-
 haupt noch hinaus käme. Im Anfang dachte man ja nicht, daß
 der Krieg so lange dauern könnte. Damals kannte seine Un-
 geduld keine Grenzen.
 Aber dann, als der Stellungskrieg begann, mußte man
 wohl oder übel sich mit dem Gedanken an eine längere Kriegs-
 dauer vertraut machen. Immerhin, daß acht Monate vergehen
 könnten, ehe die Batterie ins Feuer käme, hätte kein einziger
 der hochgemuten Jünglinge geglaubt.
 Und nun war es so weit! Paul Gebhard richtete sich halb
 auf und ließ seine Blicke über die Kameraden schweifen. Der
 Mond war aufgegangen; sein mildes Licht erhellte die enge Stube.
 Wie Paul sie alle beneidete, die da sanft und friedlich den kom-
 menden Ereignissen entgegenzuschlummern vermochten! Freilich,
 es war wohl kein einziger darunter, der wie er sich an das Leben
 verloren hatte und nur vom Tode noch Heil erwartete!

Er schloß die Augen und ließ die Bilder der Vergangenheit an seinem Geiste vorüberziehen. Er war das gehütete und gepflegte Kind angesehener Eltern, die den einzigen Sohn nur zu sehr verwöhnt hatten. Kein Wunsch wurde ihm verweigert. Als er dann auf sich selbst gestellt, sich der Versuchung gegenüber sah, verstrickte ihn Leichtsinns und Genußsucht in schwere Schuld. In der Trunkenheit entspann sich ein Streit zwischen ihm und seinen Kameraden, in dessen Verlauf er einen, der ihm nahegestanden



General de Mand'hai,
Befehlshaber des französischen Heeres
in den Bogaien.

hatte, erstach. Er wurde vor Gericht gestellt und mußte im Gefängnisse büßen. Die Mutter war grau geworden, als er sie wieder sah. Von allem Verkehr hatten die Eltern sich zurückgezogen, um — erwählte es genau — sich nicht von ihm zurückziehen zu müssen. Und wie gesellig hatte die Mutter früher gelebt! Es schnitt dem Sohne ins Herz, ihr zunehmendes Stumpfwerden zu beobachten. Alles setzte er daran, um sich wieder in die Höhe zu arbeiten. Aber mit tiefer Bitterkeit mußte er erkennen, wie namenlos schwer es dem einmal Gestrauchelten gemacht wird, das Vertrauen seiner Mitmenschen, das er sich vielleicht nur mutwillig verschert hat, zurückzugewinnen. Immer, wenn er dachte, er sei auf dem Wege, sich eine geachtete Existenz zu schaffen, kam unversehens die Erinnerung an die böse Vergangenheit und machte alles wieder zunichte. Ob er nun einen traf, der ihn aus der Strafanstalt kannte, oder ob jemand seinem Brotherrn Mitteilung von seiner Verfehlung machte — die Wirkung war ja immer die gleiche — er mußte sein Bündel schnüren und weiterziehen. Den Neid und die Mißgunst der Menschen — Paul Gebhard hatte sie bis zur Reife austosten müssen! Er war der Verzweiflung nahe, als der Krieg ausbrach. Fast hatte er schon selbst Hand an sich legen wollen. Nun schien es ihm, als sei es ein Wink des Himmels, ja, es hätte nicht viel gefehlt, dann hätte er den Krieg



Pumpvorrichtung zum Entwässern und Trockenhalten von Schützengräben.



Die Stadt

als eigens für ihn geschickt angesehen ... daß er wieder werden könnte. Mit einer Begeisterung, die etwas Opfermut der Märtyrer an sich hatte, meldete sich Paul zu den Fahnen. Sein Abschied von den Eltern war von der anderen himmelweit verschieden. Unausgesprochen die drei Menschen der tiefere Sinn, den dieses hinausgehende Kampf und Tod für ihn haben mußte, über dem letzten Augenblicke. Er empfand deutlich: die Eltern würden er ihnen genommen würde ...

Der Heldentod des Sohnes würde ihm erst wieder seine Ehre zurückgeben. O, wie gerne wollte er sterben, ein Dasein enden, das ihm, so kurz es war, schon so oft zur Last geworden war! Aber ein Zufall wollte, daß sein Bataillon immer zurückbehalten wurde. Seine Ungeduld hatte ihn fast schon veranlaßt, sich zu einer besonders gefährdeten Waffe zu melden. — Aber nun hatte er den Dual des Wartens ein Ende! Gott würde barmherzig ihn zu sich nehmen, was sollte er noch auf der Erde? Gedanken fingen an, sich im Halbschlaf zu verwirren, das Zeichen zum Aufstehen. Wie im Fluge verging die Zeit zum Aufbruch. In Eilmärschen ging es in die Feuertaufe

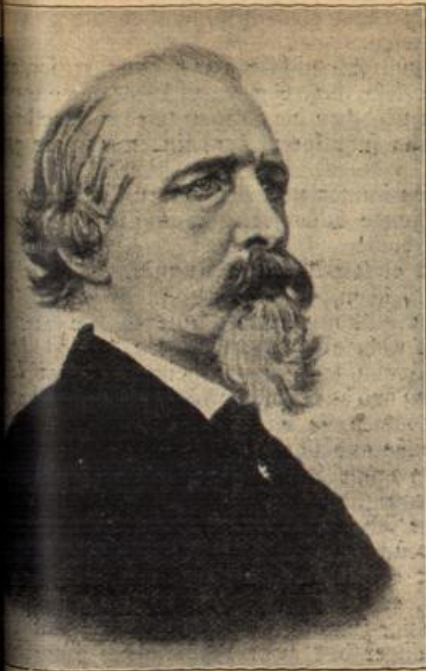


Generalfeldmarschall v. Hindenburg.
Zum Jahrestag der Schlacht von Tannenberg am 28. August 1913.
(Mit Text.)



...her Hand. (Mit Text.)

... doch ein eigenes Gefühl, als zuerst vereinzelt, dann häufiger rechts und links, vorn und hinten Eisenstücke gelten und über den Köpfen die Schrapnells plakten. ... hohnte sich Paul Gebhard daran; einmal würde es auch ... hoffentlich! — warum also sollte er sich fürchten? ... sah zu beiden Seiten die Kameraden fallen, nur ihn ... die Kugeln zu meiden. War er auch hier ein Ausgestoßener. Von den Bedienungsmannschaften an den Geschützen waren schon mehrere hingekunten.



Emanuel Geibel.
An dessen hundertjährigem Geburtstag.

... des Gegners auf seine hohe Gestalt ... Dicht neben ihm schlug es ein; ... blickte hörte er das eigentümliche ... der Schrapnells ganz nahe über sich, ... Kugeln trafen ihn nicht, als ob er ... gefeit sei. Mechanisch bediente er das ... Er war ganz ruhig. ... tiefe Niedergeschlagenheit fing an, sich ... mehr seiner zu bemächtigen. Wie ... auch glauben können, daß es ihm so ... en könnte? Ein frühlicher Soldatentod

... das Schönste, was es geben konnte, war für die, die sich im Leben einwandfrei gehalten hatten. Er aber hatte Schmach und Schande über seine Eltern gebracht — für ihn war keine Kugel bestimmt.

Mitten in solchen bitteren Gedanken ein stechender Schmerz in der linken Brust — was war das? Er wollte nach einem Halt greifen, doch seine Hand tastete ins Leere, die Füße trugen ihn nicht mehr, das Bewußtsein schwand.

Der Feldgeistliche stand an seinem Lager, als er im Lazarett die Augen aufschlug. Er reichte ihm die Hand und sagte: „Da haben wir ja unseren Helden!“

„Nein, o nein!“ flüsterte Paul Gebhard angstvoll,

„Sie wollen doch nicht sagen, daß ich leben werde?“

„Ganz gewiß will ich das!“ rief nun der Pfarrer bewegt; aber als er sah, daß der Leidende in Entsetzen die Augen schloß, nahm er seine Hand und neigte sich zu ihm: „Haben Sie keine Angst,“ sagte er verstehend, „was Sie auch gefehlt haben mögen, Sie haben es durch Ihre Tapferkeit vollkommen geföhnt.“

„Kann man das?“ fragte Paul zweifelnd, „es gibt Dinge, die föhnt nur der Tod.“

„Sie haben ihn zehnfach erlitten“, sagte der Geistliche milde. Noch einmal stieg das Leben lodend auf vor dem geistigen Auge des Schwerverwundeten. Nie vergessene Bilder von unvergleichlicher Schönheit zogen in rascher Folge an seiner Seele vorüber. Doch wie eine Versuchung wies er sie weit von sich.



Balton-Abwehrkanone, gegen russische Artillerie gerichtet, zum Abfeuern bereit



Das Geibel-Denkmal in Lübeck. (Mit Text.)

Es mußte Wonne sein, sein verfehltes Leben auf dem Altar des Vaterlands zum Opfer bringen zu dürfen!

Es war zuerst fast eine Enttäuschung für ihn, als er nach Wochen wieder zum Leben erwachte. Nach unendlich sorgloser Pflege war er dann bald so weit, daß er einen Erholungsurlaub nach Hause antreten konnte. Das Glück der Eltern zu sehen, war eine unerwartet große Freude. Er hatte geglaubt, in ihrem starren Rechtfertigungssinn hätten sie den Heldentod von ihm erwartet, wie das Einlösen einer Schuld. Hatte der Krieg sie so verwandelt? Nach und nach erfuhr er, wie bange Sorge die Eltern durchlebt hatten um seinetwillen. Er stand zuerst als vermißt in der Zeitung, dann als tot. — Das gefoltete Mutterherz mochte wohl schwer gelitten haben in dem Gedanken, dem Sohne vielleicht doch manches schuldig geblieben zu sein an verstehender Liebe.

Ein zarter Hauch uniger Zusammengehörigkeit wie nie zuvor lag über diesen Wochen im Elternhause. Und als Paul Gebhard dann wieder hinauszog, war es ein anderer Abschied als das erstmal. Wieder und wieder schlossen die Eltern ihn in ihre Arme, als ob sie ihn nicht lassen könnten. Pauls ganzes Sein war durchwühlt von dem wonnigen Weh dieser Trennung.

Gleich in der ersten Schlacht traf ihn die tödliche Kugel. Aber er hatte noch die Kraft, der Mutter zu schreiben: „Damals wäre ich für mich gestorben, Mutterchen, um mein Leben wegzuworfen. Gott hat es gnädig mit mir gemeint, daß er es nicht zuließ. Jetzt ist es der Tod fürs Vaterland — ich bin sehr glücklich!“

Durste die Mutter da noch trauern?

Die Einsamen.

Von R. G.

(Nachdruck verboten.)

Er hatte es immer gewußt, daß er gar keine Ansprüche an das Glück machen konnte; das war ihm von frühester Jugend an bekannt. Wie konnte er nur hoffen, auch nur den Kopf einmal hochhalten zu können wie andere Leute, er, der Sohn eines Verbrechers, der seine lebenslängliche Strafe hinter Schloß und Riegel büßte. Solange die Mutter noch lebte, ging es ihm leidlich; wenn ihn die Leute auf der Straße schief ansahen, wenn er im Vorbeigehen hörte, wie sich die Nachbarn zuflüsteren: „das ist der Sohn des Mörders“, da konnte er sich doch in der Mutter Arme flüchten und sie strich ihm zärtlich über die tränennassen Wangen und sprach beruhigende Worte zu ihm, bis sich sein Blut gekühlt hatte und er ruhig ward. Und solange die Mutter lebte, hatte er doch einen Menschen, für den er sorgen konnte. Wenn er seinen Lohn am Samstagabend heimbrachte, da wußte er doch, warum er die ganze Woche gearbeitet hatte; er konnte der armen kranken Mutter Erleichterung schaffen, konnte ihr ein klein wenig Freude machen, indem er ihr irgendeine kleine Stärkung heimbrachte: ein gutes Stück Fleisch für das Sonntagessen, einige Apfelsinen, oder gar eine Flasche Wein! Und es gewährte ihm eine ungemaine Freude, wenn er merkte, wie es ihr mundete, wie sie ihn dankbar anlächelte, ihn ihren lieben, guten August nannte. O, dann hatte er sich oft gesagt, daß er doch noch ein glücklicher Mensch sei, wenn er auch der Sohn eines Mörders war. Aber seit der Mutter Tod war sein Leben täglich einsamer und unglücklicher geworden. Zu was arbeitete er unermüdetlich von morgens bis abends, da er ja doch keinen Menschen hatte, für den er sich abmühte. Wohl schickte er dem Vater im Gefängnis oft einen Gruß, ein Kistchen Zigarren oder einen warmen Trank für den Winter; aber er kannte ja den Vater kaum! Nur dunkel war es ihm noch geblieben, wie man einen wüsten Traum behält, daß der Vater stets ein finsterner Mann gewesen war, der oft in Zähjorn ausbrach und die Mutter dann immer furchtbare Angst vor ihm hatte; wie er dann eines Abends finsterner als sonst heimkam und der Mutter nicht ins Auge sehen konnte. Es waren schreckliche Worte zwischen Vater und Mutter gefallen — da wurde plötzlich die Tür aufgerissen und Gendarmen hatten den Vater verhaftet, verhaftet, weil er im Zähjorn seinen Brotherrn getötet hatte! August hatte den Vater nie wieder gesehen, er wurde zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt und weit fort von der Heimat geführt.

Wenn August jetzt Samstagabends heimkam und seinen Lohn auf den Tisch legte, da setzte er sich mit einem schweren Seufzer an den Tisch und verzehrte sein Brot und den Käse mit traurigem Gesicht und dachte: „Wenn ich nur einen Menschen hätte, mit dem ich's teilen könnte!“ Aber freilich, wer wollte das Brot essen von dem Sohne eines Mörders; das Brot war ja vergiftet! So setzte sich August Tag für Tag einsam und verlassen hin nach seinem Tagewerk und schaute trübselig zum Fenster hinaus.

Drüben saß ein blaßes junges Mädchen, die für eine Fabrik arbeitete; sie saß den ganzen Tag am Fenster und nähte. Sie hatte ein so liebes, frommes Gesicht; August fragte sich, wo er nur ein solches Gesicht gesehen hatte — ja, auf dem Kirchenfenster,

das Antlitz der Muttergottes, das war auch so ein ähnliches leidendes, frommes Gesicht.

Das Mädchen drüben, das immer so fleißig nähte, ganz verwachsen, deshalb blieb sie immer so geduldig am Stuhl sitzen, bis die alte Mutter ihr herunterhalf, wenn vom Waschen heimkam; dann humpelte das bleiche Mädchen der Mutter Hilfe im Zimmer herum. Sie waren so die zwei. Manchmal klangen ihre Stimmen bis zu August und er hörte ein glückliches Lachen, und oft sangen die Kirchen- oder ein Volkslied. Sie hatten gerade keine schönen Stimmen; die Mutter hatte eine sehr tiefe wie aus einem alten tönernen Topf drang sie aus ihrem Mund und der Tochter schwache, zarte Stimme klang wie das Schern eines Vögeldens. Aber sie sangen so herzlich, August oft die Tränen in die Augen kamen, und er sagte: „Die zwei kennen doch das Glück, sie haben einander und können jedem offen ins Gesicht schauen!“

Des blaffen Mädchens Vater war ein braver, rechter Maurer gewesen, der einst von einem Bau abstürzte und sein Genick brach; er hatte eine anständige Beerdigung gehabt, Baumeister und seine ganze Familie waren dabei gewesen, Choral hatte man ihm geblasen und in der Zeitung hatte ihn als einen ehrlichen, fleißigen Bürger gepriesen.

August hatte oft diesen Vater des verwachsenen Mädchens beneidet. O, wie oft! Manchmal, wenn August so trübselig zum Fenster sah, hatte das bleiche Mädchen ihn freundlich angesehen und einmal hatten sie einander zugelächelt, ohne daß er das andere sich dessen bewußt war.

Da kam aber ein Tag, da saß das bleiche Mädchen am Fenster; August schaute den ganzen Abend vergeblich hinüber, Tage vergingen und immer noch fehlte das Mädchen am Fenster; da erfuhr er, daß die alte Mutter, die Waschfrau, gestorben und das arme hilflose Mädchen nun ganz allein in der Welt war.

„Sie ist so einsam wie ich“, sagte sich August, „aber verlassen; die Leute werden gut mit ihr sein, sie braucht den Vaters nicht zu schämen. Niemand sieht sie über die Straße gehen ihr nicht aus dem Wege, wenn sie auch so ein verwachsenes, budliges Ding ist.“

Der Frühling kam und das bleiche Mädchen, das noch im Herbst in ihrem schwarzen Kleide, saß wieder am Fenster. Sie schaute oft zum blauen Himmel hinauf, als ob dort die verstorbene Mutter, und dabei sah sie so lieb aus, so leises Lächeln huschte über ihr Antlitz, obschon die Tränen auf ihren Wangen herunterliefen.

Da konnte August sich nicht mehr halten; er sagte: „Abend! es ist mir leid, daß Ihr Care Mutter verloren ist.“

Da flossen dem Mädchen die Tränen wieder über die Augen und der junge Mann fuhr fort: „Jetzt sind wir beide ganz allein auf der Welt!“

„Aber wir haben immer noch den lieben Gott und die Hoffnung“, sagte das junge Mädchen. Was für eine liebevolle Stimme hatte sie doch!

„Seid Ihr sehr einsam?“ fragte August.

„Ja, das bin ich schon, aber jedermann ist so gut, so freundlich mit mir, die Hausfrau hilft mir gerade wie es die Mutter hat; ich kann eben nicht allein herumlaufen!“

Jeden Abend, wenn jetzt August heimkam, war sein Blick zum Fenster zu sehen und dem armen Mädchen drüben gut zu sagen. Da schwätzten sie oft lange miteinander. Er sagte, daß sie Annschen heiße und ihren Lebensunterhalt allein mit Nähen, freilich müsse sie sehr fleißig sein, aber was sie denn sonst anfangen, wenn sie ihre Arbeit nicht hätte. Sie es zu wissen, freute sich das arme Mädchen den ganzen Tag die Abendstunde, wenn der junge Mann heimkam. Als es wurde, saß August oft die halbe Nacht am offenen Fenster und träumte und sann, er wußte selbst nicht wie. Und er dachte, da konnte er kein Auge zumachen, die ganze lange Nacht wachte er und wußte, daß er das arme verwachsene Annschen liebte! Ach, es war eine Wonne und eine Seelenpein! Er durfte sie doch nie sein eigen nennen! Nicht deshalb, weil ein budliges, kränkliches Mädchen war, ach nein, wie gerne er sie gepflegt und gehegt und für sie gesorgt, daß sie nicht so arbeiten mußte! Er konnte sie aber nicht heiraten, weil der Sohn eines Mörders war! Wie würde sie seinen Namen können, ein so ehrliches, liebes Mädchen mit ihrem süßen domnengesicht! Sie müßte ja vor ihm zurückschrecken, er wüßte, wer er sei. Sie mußte ihn verachten wie alle anderen Menschen. Und er lag die ganze Nacht wach und weinte die Kissen hinein. Und drüben lag das Annschen mit selbigem wach und starrte mit großen Augen in die Dunkelheit hinter ihr gar nicht schwarz vorlam, denn es leuchteten vor ihr die ehrliche, liebe Augen, die sie heute abend so innig wie

hatten. Und sie horchte auf ihr pochendes Herz und ihre Hände und rief ein über das anderemal: „Lieber Gott! Ich glücklich, ach, wie bin ich glücklich!“

Er wußte, daß er es nicht ertragen könnte, das liebe Kind drüben dastehen zu sehen, und so suchte er sich Armer anderen Stadt, weit fort. Eines Abends stand er vor Tür und klopfte schüchtern an; zum erstenmal stand ihr und küßte ihre liebe, kleine Hand in der seinen, und küßte ihn mit einem seligen Schauer. „Ich wollte Euch wohl sagen, ich muß morgen fortgehen“, sagte er ihr. Sie schaute erschrocken zu ihm auf und wurde so blaß, wie er sie gesehen hatte, als sie mit bangen Augen fragte: „Aber nicht doch wieder?“ Und weil er so Mitleid mit dem armen Kinde und er nicht wollte, daß sie in Tränen ausbrechen sollte, sagte er: „Ja, ich komme schon wieder!“ Und als sie sagte: „Annenchen mit leisem Lächeln „Auf Wiedersehen!“

„Lebewohl!“

Er verging und das bleiche Annchen saß noch immer am Fenster und schaute jetzt seltener hinaus als im Anfang, denn es schaute, wenn sie immer nach dem August ausschaute und er kam.

Die Jahre vergingen und das bleiche Annchen wurde immer bleicher und immer hüfälliger und glich mehr und mehr der Madonna auf dem Kirchenfenster.

Im August lebte weiter in der fremden Stadt und arbeitete nicht für wen.

Er gar zu traurig war, dann sagte er sich: „Es war doch nicht, daß ich fort ging und daß das liebe Annchen ihren trübseligen Namen behalten kann bis zu ihrem Tod!“

Er dachte er sich zu trösten. Allein und traurig lebte er einjammer, verlassen Mann. Zuweilen kam es über ihn, daß er noch einmal nach der alten Heimat zurückkehren, noch nach dem Fenster schauen, ob das Annchen immer noch da sei. — Aber die Jahre vergingen und er blieb fern.

Wenn er auch kommen sollte, er würde das Annchen nicht mehr am Fenster finden, die Röslein blühen schon lange im Grab!

heimische Pflanzen als Ampelgewächse im Zimmer.

Ampelpflanzen werden im allgemeinen nicht viel im Zimmer gepflegt, vielleicht deshalb nicht, weil das Gießen ein wenig schwierig ist. Ich möchte aber trotzdem einige Pflanzen aus der heimischen Flora für diesen Zweck empfehlen, weil ich davon bin, daß der Blumenfreund, der sich nach folgenden Anweisungen richtet, mit dem Erfolg zufrieden sein wird und an diesen Ampelpflanzen eine anhaltende Freude haben wird.

Gefäßfrage für die Ampelpflanze erfordert zunächst Aufmerksamkeit. Es hält schwer, etwas wirklich Praktisches zum Zweck aufzutreiben. Die Gefäße sollen porös sein, und nicht man das Durchtropfen von Wasser verhindern. Man kann im Handel befindlichen Gefäße haben auch noch den Vortheil, daß sie nach unten gar zu spitz auslaufen; es mangelt ihnen Raum für die Wurzeln. Am zweckmäßigsten sind in der Regel noch gewöhnliche Blumentöpfe, die durch eine einfache Drahtschlinge aus Draht zu einer Ampel umgeformt werden. Der Topf wird ein Drahtring gelegt, von welchem drei Drähte über dem Topf zu einer Ose zusammengedreht sind. Zum Gießen müssen solche Ampeln allerdings an einen Ort stehen, wo das Durchlaufen des Wassers keinen Schaden thut. Unter der Ampel einen Wasserauffammler anzubringen, ist nicht für praktisch, da dieser, wenn er seinen Zweck erfüllt, schon ziemlich geräumig sein muß. Unter Umständen sind undurchlässige Gefäße verwendbar, wenn die Natur der Pflanze solches verträgt.

Die schönste unter allen Pflanzen aus der deutschen Flora, die für die Ampelbepflanzung geeignet sind, ist m. E. das Goldweidenkraut, *Lysimachia nummularia* L. Die Pflanze dürfte jedem bekannt sein, so daß nähere Beschreibung überflüssig ist. In Gärten und Wäldern und Gräben sind ihr liebster Aufenthalt. Die Pflanze ist einjährig und wächst in der Regel in der Höhe von 1 bis 2 Fuß. Die Blätter sind länglich-eiförmig, die Blüten sind weißlich-gelblich. Die Pflanze ist sehr frosthoch und verträgt die Kälte sehr gut. In der Regel ist sie im Sommer im vollen Blüthenstand. Die Pflanze ist sehr frosthoch und verträgt die Kälte sehr gut. In der Regel ist sie im Sommer im vollen Blüthenstand. Die Pflanze ist sehr frosthoch und verträgt die Kälte sehr gut. In der Regel ist sie im Sommer im vollen Blüthenstand.

in die Ampel gepflanzt. Eine sonderliche Schonung der Wurzeln ist nicht erforderlich. Natam ist es, die Ampeln alljährlich neu zu bepflanzen, es gibt bessere Stöcke. Stellen sich im Sommer an den oberen Theilen der Pflanze (an den älteren Trieben) Lüden ein, so holt man aus dem Freien ein paar mit Wurzeln versehene Ranken, die, in die Ampel gesteckt, freudig wachsen und die Lüden schnell ausfüllen. Trockenheit verträgt *Lysimachia* sehr schlecht, und Licht muß die Ampel haben, soll die Pflanze nicht einseitig herauswachsen. Im nahrhaften Boden wuchert das Pfennigkraut sehr schnell und üppig, und wenn dann im Sommer die goldenen Blumen erscheinen, so bildet eine solche Ampel eine herrliche Pracht. Im Zimmer hält sich *Lysimachia* auch im Winter grün.

Eine andere Pflanze, die sich ebenfalls in undurchlässigen Ampelgefäßen kultivieren läßt und über dem Wurzelstod eine Wasserschicht liebt, nennt sich der Sumpfschirm *Helosciadium nodiflorum* (Koch); die Pflanze ist allerdings lange nicht so zierlich wie das Pfennigkraut, immerhin aber bereitet auch sie Freude. Auch diese Pflanze ist wintergrün. Sie wird aber nicht so leicht zu haben sein wie das Pfennigkraut, da ihr Verbreitungsbezirk beschränkt ist.

Eine recht zierliche Ampelpflanze gibt hingegen wieder das Zymbelkraut, *Linaria cymbalaria* Miller, ab. Leider ist die Pflanze in unserer Flora nicht allzu reichlich aufzufinden. Alles Gemäuer, Felsenpartien und steinige Flußufer bilden die Standorte. Die Pflanze bietet schon mit der kleinen, rundlichen Belaubung einen lieblichen Anblick, der zur Blütezeit durch die zierlichen, violetten Blümchen wesentlich erhöht wird.

Für die Pflege im Zimmer werden am besten flache Töpfe oder Tonschalen benutzt, die aber unbedingt durchlässig sein müssen. Der Erdboden muß locker aber nicht leicht sein. Verwitterter Lehm mit Rasenerde wird gute Dienste tun. — Um schnell vollgarnierte Ampeln zu erhalten, wird man im Frühjahr die Pflanzen sammeln müssen. Man kann aber auch den ganzen Sommer hindurch durch Ableger oder Stedlinge die Pflanze ins Zimmer aussetzen. Wenn es gelingt, von dieser Pflanze reifen Samen aufzutreiben, so wird durch diesen mühelos ein Bestand von Pflanzen heranzuziehen sein. Der Same wird zeitig im Frühjahr ganz dünn in das Gefäß ausgesät, welches als Ampel dienen soll. Bei mäßiger Feuchtigkeit werden sich die Pflänzchen dann bald entwickeln und zum Spätsommer ihre Blüten treiben. Im Zimmer kann das Zymbelkraut bis in den Winter hinein blühen.

Von gar nicht übler Wirkung ist auch der kriechende Günsel, *Ajuga reptans* L. Die Pflanze wird allgemein bekannt sein. In etwas fetter Rasenerde bei guter Bewässerung entwickelt sich der Günsel recht schnell. Die beste Sammelzeit ist das Frühjahr. Die Pflanze blüht dann etwa im Juni und sendet über den Topfrand ihre Ausläufer herab, an deren Spitzen sich junge Pflänzchen entwickeln. Bei guter Kultur treiben letztere abermals Ausläufer, wodurch das ganze Aussehen der Pflanze nur gewinnt. Auch die Günselrebe, *Glechoma*, ist verwendbar.

In ähnlicher Weise wird man unter Umständen auch den kriechenden Hahnenfuß, *Ranunculus repens* L., als Ampelpflanze pflegen können. Um mit diesem aber Erfolg zu haben, muß man schon etwas vom Glück begünstigt sein. Andere Pflanzen von ähnlichem kriechenden Charakter, so beispielsweise etliche Anötheridenarten, eignen sich auch als Ampelpflanzen, doch muß bei deren Versetzung ins Zimmer besonders vorsichtig verfahren werden; namentlich das Wurzelvermögen will geschont sein. Für den Anfang rate ich deshalb nur zu dem Versuch mit dem Pfennigkraut, dem Zymbelkraut und dem Günsel. Solm.

Zeitvertreib



Das unruhige Licht.

Vor eine brennende Kerze befestigt man einen Lichtschirm, etwa eine Wiffenkarte. Bläst man nun gegen die Mitte der Karte, so wird zu allgemeiner Verwunderung das Licht zu flackern beginnen. Der Vorgang wird wie folgt erklärt: Die an den Seiten der Karte vorbeistreichende Luft besitzt nun eine andere Temperatur, und da bekanntlich beim Zusammenstoßen von Luftströmen verschiedene Grade Wirbel entstehen, so ist das auch hier der Fall, durch die die Flamme der Kerze zu unruhigem Flackern veranlaßt wird.

Unsere Bilder

Der Unterstand eines Regimentskommandeurs, errichtet von deutschen Soldaten in Nordfrankreich. Der hübsche Bau dient dem Förderer des Flugwesens, Oberstleutnant v. Abercron, und einigen anderen Offizieren als Wohnung. Vor dem Gebäude befinden sich hübsche Anlagen, und an den Fenstern sind Blumenkästen mit blühenden Blumen angebracht. An den Vorgärten schließt sich ein reich mit Gemüse beplanzter, terrassenförmiger Garten an. Im Rücken des Hauses ist eine starke Barrikade errichtet, das Dach ist ebenfalls gut gedeckt.

Die Stadt Kosow in deutscher Hand. Als die von deutschen Pionieren sofort nach der Ertüchtung erbaute Memelbrücke, rechts die von den Russen niedergebrannte Holzbrücke. Beim Eindringen der deutschen Truppen brannte die Stadt an vielen Stellen, besonders im Hauptviertel. Das Feuer konnte aber bald gelöscht werden. Von diesen Brandschäden abgesehen, ist die Stadt bis auf die durchweg zerfallenen Fensterbänke von der Beschädigung nur wenig mitgenommen, während die Forts durch die schweren deutschen Geschütze fast völlig zerstört wurden.

Generalfeldmarschall von Hindenburg. (Zum Jahrestag der Schlacht von Tannenberg am 28. August.) Die Hindenburg-Büste wurde im Auftrage von Verehrern des großen Feldherrn von dem Charlottenburger Bildhauer Romanus Andreien geschaffen, und die Gemahlin des Generalfeldmarschalls nahm mit Worten wärmster Anerkennung einen Bronze-guß der Büste entgegen.

Zum hundertjährigen Geburtstag des Dichters Emanuel Geibel. Emanuel Geibel ist am 18. Oktober 1815 als Sohn eines Predigers in Lübeck geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog dann die Universitäten Bonn und Berlin. In Berlin trat er in freundschaftliche Beziehungen zu Chamisso, Gaudy und dem Kunsthistoriker Franz Kugler, welche sein ausnehmendes poetisches Talent schätzten und förderten. Im Jahre 1840 ließ er die erste Sammlung seiner Gedichte erscheinen. Die Zeit seines besten Schaffens fällt in die Jahre, wo er von 1851 an in München lebte, von dem kunstsinigen König Maximilian II. besonders geehrt, als Professor der Poetik (Lehre der Dichtkunst). Von 1869 an lebte er in seiner Vaterstadt, wo ihm auch ein Denkmal errichtet wurde. Seine Dichtungen zeichnen sich aus durch reine und schöne Form, hohen Ernst und vornehme, gute Gesinnung. Viele von seinen Liedern sind in Musik gesetzt worden und werden heute noch gesungen. Das bekannteste und beliebteste ist wohl: „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus.“

Der eiserne Halbmond. Im türkischen Heere ist jetzt, nach deutschem Vorbilde, eine Kriegsauszeichnung geschaffen worden, die dem deutschen Eisernen Kreuze gleichkommt.



Der eiserne Halbmond. (Mit Text.)

Allerlei

Theorie und Praxis. Händler: „Diese Feder ist unverwundlich, mit der können Sie schreiben, solange Sie leben.“ — Kunde: „Gut, so geben Sie mir eine.“ — „Eine?“ Wollen Sie nicht lieber gleich ein Gros nehmen? Da kommen Sie doch billiger.“

Reichtum macht nicht glücklich, aber sicher. Wie oft hört man die Leute sagen: Ja, die können sich jeden Wunsch erfüllen, die haben ja auch das Geld dazu! Gewiß, aber ob diese Leute so zu beneiden sind, das ist eine große Frage; glücklich sind sie trotzdem nicht immer. Reichtum macht nicht wunschlos, ganz im Gegenteil; desto höher sind die Wünsche und Ansprüche gestellt. Wer nach getaner Arbeit sich seines Tageverdienstes freuen kann und im Kreise seiner Lieben in Gemütlichkeit und Zufriedenheit der wohlverdienten Ruhe genießt, der ist glücklich daran und reich zu nennen. Eine große Freude ist sein eigen; sein Besitz und sein Heim sind durch seinen Fleiß und seiner Hände Arbeit erworben. Nur eines hat der Reichtum voraus: er macht sicher. Doch auch dieses Gefühl kann jeder fleißige Mensch empfinden, wenn er sich mit seinen Ausgaben streng nach seinen Einnahmen richtet und genau Buch führt. Dann steht auch er auf festem Boden. Der Segen jeder Arbeit bringt Zufriedenheit, und diese hat Goldeswert. — R. R.

Brudertiebe. Der Geheimsekretär des Generals von Winterfeldt, Galtzer, wurde bei der Thronbesteigung des Königs Friedrich II. von Preußen Geheimer Kriegsrat, fiel aber nach langen Diensten bei seinem Landesherrn in Ungnade, weil er, was jedoch nicht völlig erwiesen worden ist, in die Verrätereien des Ministers von Öbeme verwickelt gewesen sein soll. — Der König schickte ihn im Jahre 1775 nach Spandau auf Festung. Als der Kollege des Unglücklichen, Laspeyres, den Verhaftungsbeehl erblickte, rief er: „Der arme Galtzer!“ und dieser Ausruf des Mitleids soll auf den König nicht ohne Eindruck geblieben sein. Der Bruder Galtzers, ein Prediger in Alten-Platow, schrieb nach Jahresfrist an den König: „Ich bin der Bruder des unglücklichen Galtzer, dessen Vergehungen Eure Majestät mit Recht strafen, dem ich aber mehr zu verbanen habe als meinem Vater. Ich habe sieben lebende Kinder, bei einer Einnahme, die nicht hinreicht, sie zu erhalten. In seinem Wohlstande tat dies mein Bruder reichlich. Anjehzt hätte ich Gelegenheit, mich dankbar zu erzeigen, da ich zu einigen Mitteln gekommen bin. Mein Bruder ist alt, arm und ge-

fangen. Schenken mir doch Eure Majestät diesen elenden Mann, ich kann zu mir nehmen und als Bruder verpflegen.“ — Als Gnadengesuch beschied der große Friedrich: „Ich gebe Euch Eurem los, und da Ihr sagt, daß er arm ist, so habe ich ihm eine Pension von 500 Talern zugelegt. Er soll aber bei Euch in Eurem Bezirke bleiben, an mich schreiben noch auswärtige Korrespondenz führen. Handelt wider, so kommt er auf lebenslang nach Spandau.“ — Galtzer lebte bei seinem braven Bruder den Wissenschaften. Er starb im Jahre

Gemeinnütziges

Champignon-Gemüse. Die frischen Pilze werden gut gewaschen, dann mit frischer Butter und einem Löffel Fleischbrühe und Salz gedämpft, wobei das Salz und eine Prise Pfeffer nicht vergehen dürfen. Man schwenkt das Gemüse mit frischer, feingewiegter Butter ab.

Wollene Handschuhe sind vom gesundheitlichen Standpunkte aus die allerbesten, sie halten warm, ohne daß sie die natürliche Eigenschaft der Lederhandschuhe die Ausdünstung zu verhindern!

Biencenzucht. Die im Sommer zu züchtenden Freyer enthalten einen wertvollen Prozentsatz an Wachs, dieselben gesammelt und der Behälter siedendem Wasser und Pressdruck unterworfen werden sollen.

Mit einretender Färbung der Anneliden die Düngung der Chrysanthemum. Das sichert die reine Farbe und Vermeidung der Blüten vor.

Rischen von Thomasmehl und Dünge. Diese künstlichen Dünger dürfen jedermann einen Verlust im Düngewert zu erleiden nicht werden. Die Aufbewahrung dieser mischten Salze würde jedoch die Wirkung des Düngers und damit auch seine Unfähigkeit zur Folge haben. Aus diesen Gründen sollen die beiden Dünger vor der Verwendung in Mischung kommen.

Das Oulieren wird stets Erfolg haben, wenn nur sehr saftreiche Bildlinge ouliert werden und Augen ohne Holz, die völlig ausgereift sind. Der Verband muß fest um die Veredlungsstelle gelegt werden.

Sind die Keller eines landwirtschaftlichen Gebäudes aus Zement, so sind sie meistens zu trocken. Werden hier landwirtschaftliche Erzeugnisse aufbewahrt, die zu große Trockenheit nicht vertragen, so ist für genügende Wasserverdunstung durch Aufstellen einiger gefüllter Wassergefäße zu sorgen.

Zu tiefer Stand, Kalkarmut und nasser Untergrund sind häufig Ursache der Krebskrankheit der Apfelbäume. Beheben dieser Uebelstände wird meist die Krankheit der vorhandenen Krebswunden müssen ausgeschnitten und verstrichen werden.

Amsteltrüffel. Horden, Nora, Robe, Algen, Reich, Romeo, Salta, Anker, Kator.

Man sieht das Erste und das Zweite. Das Erste öfter aus dem Zweite. Das Ganze ist als Zwertes und das Stütz durch Schluchten im Gebirge. Julius

Problem Nr. 140.
Von Dr. C. Falkosta in
Schwarz.

8					
7					
6					
5					
4					
3					
2					
1					
	A	B	C	D	E

Scharade.
Man sieht das Erste und das Zweite. Das Erste öfter aus dem Zweite. Das Ganze ist als Zwertes und das Stütz durch Schluchten im Gebirge. Julius

Problem Nr. 140.
Von Dr. C. Falkosta in Schwarz.

Schachlösungen:
Nr. 138. 1) Tg 5 - e 5 etc.
Nr. 139. 1) L d 5, s f 8;
2) L f 3, K d 7;
3) e d matt.
2) ... s d 7;
3) L h 5 matt. Fein.

Nichtige Lösungen:
Nr. 126. Von Fröhl. Öberrat in Aufstadt.
Nr. 129. Von Dr. J. Schaal in Berlin.
Nr. 130. Von C. Puchardt in Gersdorferstr. 1. Hl., G. Dauber in Bremerharde.
Nr. 134. Von Unteroffizier Chr. Bauer in a. p. Landwehrmann.
Nr. 125. Von R. Häagen in Ehlhof. Hl. Chr. Kamin in Schmiedstr. a. R.
Nr. 136. Welt. Behrensmeyer in Ehlhof. Hl. Herr R. Sch. in Wülflon. Keine Verwendung.

Auflösungen aus voriger Nummer:
Der Scharade: Zug, Brücke, Jungrüde.
Des Bilderrätsels: Die Freude übertrifft uns oft unvermutet.
Alle Rechte vorbehalten.
Besantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.